Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

25 (23.6.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

Schluß

Und die war gering genug. Wenigstens so weit man wußte. Der Hochsommer war plötzlich warm hereingebrochen, über dem Walde flimmerte es; aber trotz der glühenden Hitze wurde droben auf dem Berge über der Marienkapelle eifrig Holz geschlagen. Man wußte in Gaggenberg, was sich vorbereitete. Landmesser waren aus der Kreisstadt gekommen und legten eine Straße zum Bauplatz fest, hinter dem Hilariustor hatte man mit Ausschachtungen für die Mauern des Garagenbaues begonnen, und der Apotheker Ockerfeld hatte sich selbst eine kleine Ausspannung verschrieben, zufällig zur selben Zeit, in der Sine Kremlin ihrerseits eine Fahrt ins Blaue angetreten hatte. Der Lehrer Marius Schutter beschäftigte sich viel mit den Vorarbeiten für den Vortragszyklus Gaggenberg, der Organist Waldemar Hertling stellte das Programm seines ersten Orgelkonzerts zusammen, und Handwerker waren damit beschäftigt das Refektorium des alten Klosterbaues zu weißen und die Lichtleitungen für die Bilderausstellung zu legen. Dann und wann kam ein Zeitungsmann aus der Kreisstadt oder aus Freiburg, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, und dann wurden die Artikel am Schwarzen Brett des Rathauses angeschlagen, damit jeder Bürger sie lesen konnte. Franz Walz war plötzlich zum Wohltäter geworden, obwohl ihm selbst dieser Gedanken vollkommen fernlag. Die Geschäfte hatte selbstredend der Notar Dieblinger übernommen, der sehr genau darauf achtete, daß die Gelder beisammen blieben.

Und dann kam der Tag, an dem auch Franz Walz und Wally Kroner lange genug ausgehängt waren und Eusebius mit Rosemarie Hertling „herunterholen" konnten. Papa Organist machte eine sehr ausführliche Kirchenmusik dazu, Erika fühlte die letzten Stiche im Herzen, und Gertraud vergoß verspätete Tränen um das grausame Schicksal, dem ihre Aelteste nun entgegenging. „Wenn ich das seh'", flüsterte Erika ihrem Schwager zu, „weiß ich nicht, in welchem Lande die Mütter eigentlich leben." — „Laß ihnen den Traum, du herzloses Geschöpf", antwortete der junge Ehemann. Im Innern der hohen Kirche, unter den alten Chorsäulen, stand unterdessen Peter Knoll in langem Gehrock, den glänzenden Seidenhut in der Armbeuge. Wie ein Wächter stand er da, eine unermeßliche Verehrung für Eusebius in der Brust. Er wußte auch heute mehr, als Eusebius ahnte; er wußte immer mehr, als die andern ihm zutrauten. Er kannte jetzt alle Zusammenhänge. Nun sagen sie einander „Ja", diese vier, sann der einstige Polizeisergeant nach, und es ist noch gar nicht solange her, da schlich die junge Frau heimlich zu ihrem Geliebten. Und dann kam der Mord. Dann kam der Tag, an dem es oben im Hilariusturm sehr helle Räume gab, vom ersten Stockwerk bis in den vierten unter dem Satteldach. Und an dem Tag floh ein junges Mädchen, in einen dunklen Wettermantel gehüllt, die Promenade herauf, am Springbrunnen vorbei, die hellen Haare leuchteten durch die Nacht. Alles, was hinterher kam, war so unlösbar ineinander verkettet, daß nichts, gar nichts daraus fehlen durfte. Und dann mußte der Bäckermeister sein Amt niederlegen, der ehrgeizige Ratschreiber wurde zur Vernunft gebracht, der neue Bürgermeister wurde aufgestellt, Franz Walz kehrte zurück und der Holzknecht mußte fliehen ... Das alles sah jetzt, wo Peter Knoll es im Zusammenhang betrachtete, wie eine Kette von Notwendigkeiten aus, in deren Folge nun das Berghotel entstehen würde, wie die Orgelkonzerte, die Kunstwerkstätte, die Vortragszyklen und die Bilderausstellungen kommen sollten. Ohne den Tod des Landstreichers wäre das alles nicht gewesen, es wäre auch nicht gewesen ohne Frau Kappel. Kam nicht der Auftrieb, den Gaggenberg erleben würde, eigentlich aus den Irrtümern der menschlichen Schwächen? Was aber ist Schwäche, wenn hier oder dort d o c h Gutes aus ihr sprießt? Da bildeten sich die von der Außenwelt isolierten Gaggenberger soviel auf ihr kleines Städtchen ein, sie schlossen sich mit soviel Beharrlichkeit vom Verkehr ab, sie pflegten so selbstgerecht ihre Genügsamkeit, und doch kam alles Neue, das zu wachsen und sie groß zu machen verhieß, von zwei, drei Menschen, die das Schicksal hereingeweht hatte in ihre Stadtumgürtung. Und hinter diesen drei, die Gaggenberg zu neuem Leben führen würden, stand er, der verschwiegene Polizeisergeant Peter Knoll, der seine Aufgabe in Nachsicht und in einem guten wohlwollenden Herzen erblickt hatte — als der Hüter des Glücks von Gaggenberg.

„Amen" — sagte Pfarrer Moschelin, als Peter Knoll bis zu diesem Punkt gelangt war. „Amen!" sagte auch Peter Knoll. Und er eilte hinaus auf den kleinen viereckigen Platz vor der Kirche, neben dem die Gagge ihr Wasser über die runde Steinplatte schicken mußte, ehe es in der engen Rinne des Mühlenwassers zusammengefaßt und zu größerer Eile angetrieben wurde. Auf diesem Platz stand jetzt ein Wagen, der vorhin noch nicht dagestanden hatte, eine erdbeerfarbene Limousine, die aus Stuttgart angeliefert worden war. Der Chauffeur am Steuerrad war nur gemietet, Eusebius wollte auf dieser Fahrt, n u r auf dieser Fahrt, neben seiner jungen Frau sitzen; er wollte nicht von der Achtsamkeit auf die Straße abgelenkt werden. Wenn Waldemar Hertling von der Kirche, vom feierlichen Orgelspiel nach Hause kommen würde, sollte ein Brief dort liegen, und ihn darüber trösten, daß er an der ersten Ausfahrt nach Rom nun doch nicht teilhaben könnte. „Lieber Waldemar", würde er in dem Brief lesen, „die nächste Fahrt wirst Du mit Deiner Familie allein machen, Ihr vier werdet unter Euch sein, und Rose wird Euch über den Brenner fahren. Auf der ersten Reise aber wollen Rose und ich allein sein; das Leben ist zu neu für uns beide. Wir mögen keine Zeugen dabei. Rose wird sich den Weg merken und mit Euch überall dort Station machen, wo wir beide dieses Mal anhalten werden. Und sie wird Euch auch, denke ich, nach Radicofani hinaufbringen, in die Stadt, die in den ersten Tagen meine Liebe zu Gaggenberg befestigte. Radicofani und Gaggenberg sind nicht dasselbe, aber beide liegen abseits der großen Straße, und das Leben flutet an ihnen vorbei. Ich habe eine Zeit gehabt, in der ich glaubte, das sei ein herrlicher Zustand. Noch vor wenigen Wochen verteidigte ich ihn. Dann aber ergriff mich der Zauber der Tätigkeit, und heute weiß ich wie einst, daß alles Leben Bewegung verlangt, wenn es nicht umkommen und in sich selbst ersticken soll. Ich werde Rose Radicofani zeigen, jetzt als Warnung, nicht als erstrebenswertes Beispiel. Alles Leben muß, das weiß ich, von außen kommen; in sich und auf sich selbst angewiesen, sterben die Ideen ab. Ja, selbst wenn ich mir sage, daß das Glück Radicofanis oder irgendeiner anderen Gemeinschaft durch ein Verbrechen in Bewegung gesetzt werden sollte, so würde ich das Verbrechen willkommen heißen. Denn die Tat ist einzeln, auch die verbrecherische, aber der Segen fließt nach allen Seiten und kommt allen zugute, wenn die Menschen nur das frische Blut hereinlassen und den neuen Gedanken Zugang gewähren. Ich rede wie ein Marius Schutter. Aber nimm's hin, wie es gemeint ist: ehrlich und glaubensvoll und im Vertrauen darauf, daß wir auch in Gaggenberg den Anschluß finden werden. Bis aufs Wiedersehen, lieber Waldemar. — Sebi."

Das also würde der alte Organist bei seiner Heimkehr in den Hilariusturm lesen, und der Brief würde ihm die Einsamkeit zu dritt mildern und beschönigen ... Peter Knoll stand neben dem Wagen, den Türgriff in der Hand, der Chauffeur hielt die Mütze vor sich hin. Die Jugend der Stadt umstand das erdbeerfarbene Fahrzeug und schwieg vor Ergriffenheit. Dann tat sich die Kirchentür im hohen Portal auf. Peter Knoll sah, wie der Fuß der jungen Frau innehielt im Schreiten. Sie bewegte stumm die Lippen. „Lieber Knoll!" sagte Eusebius, der vornehm wie ein Fürst aussah. „Glückliche Reise", stammelte der bärtige Riese und bewegte seinen Seidenhut so unglücklich, daß der Glanz sich in lauter Widerhaarigkeit auflöste. „Unser Wagen?" fragte Rose Zeller. — „Schnell hinein", bat Eusebius. „Franz und Walburga sollen uns nur noch um die Ecke biegen sehen. Das ist meine Rache dafür, daß wir vier Wochen mit der Trauung warten mußten." — Rose schlüpfte hinein, die Sitze waren weinrot gepolstert, die Wände chamois bespannt. „Die Koffer sind drin", sagte Sebi leise, „alles ist beisammen. Wir ziehen uns irgendwo im Hotel um." — Der Anlasser schnurrte, der Chauffeur hatte seine Anweisungen und schaltete schnell. Eusebius glitt mit Nachdruck auf seinen Platz. Er wandte das Gesicht. Eben erschien Franz Walz an der Seite Wallys im Portal von St. Konrad. Da bog der Wagen schon um die beiden Kastanien und schwenkte in die Straße ein. „Franz erstarrt zur Salzsäule!" lachte Eusebius. — „Sebi", stammelte Rose, „ich habe von niemandem Abschied genommen, nicht vom Vater, nicht von der Mutter ..." — „Du siehst sie ja wieder", beschwichtigte Eusebius zu. „Ich mag keine Tränen der Rührung und solchen Kram." — „Und mit der Schleppe fahre ich los", klagte Rosemarie. — „Ja", nickte Eusebius, und mit dem Myrthenkranz im Haar." — Rosemarie griff ins dunkle Haar. Was bin ich glücklich, daß ich sie bekommen habe! dachte Eusebius. Er dachte es schon den ganzen Tag über. Und wie oft hatte er schon vorher das gleiche gedacht ... „Die Myrthe", sagte Rosemarie leise, „Sebi, durfte ich denn den Kranz noch tragen?" — „Für mich", sagte Eusebius, „trägst du dein ganzes Leben einen Myrthenkranz."

E N D E

Vergiß mein nicht ...

Wie ist doch das Vergißmeinnicht
ein unbedankter Held der Pflicht!
Von jedem; der vorübergeht,
wird es beschworen, angefleht,
als wäre, wen es nicht behält,
schon abgetan und ausgezählt.
Das Blümchen fragt nicht wie und was
Verschwiegen stets im kühlen Gras,
wirft sinnend einen Blick ins Blau,
und merkt sich alles ganz genau ...

Karl Heinrich Waggerl

Aus „Heiteres Herbarium", Otto Müller Verlag, Salzburg.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 23. Juni 1951 | Nr. 25

Badische Bürgerwehren / Zum Trachtentreffen in Villingen

Von Franz Josef Mayer

Villinger Bürgermilizkapelle

Bürgerkompanie Villingen

Die Geschichte unserer Bürgerwehren ist schlechthin ein Stück badischer Kulturgeschichte, in der sich die Ereignisse zweier Jahrhunderte widerspiegeln. Ihr Entstehen geht zweifellos in jene Zeit zurück, wo sich die Bürgerschaft zur Verteidigung ihres Stadt- oder Dorfgebietes zu einem geordneten Bewaffnungs- und Verteidigungsdienst zusammenrafften. So waren die Zünfte vor allem, dann aber auch die bestehenden Schützengilden die Vorläufer der Bürgerkompanien oder Bürgerwehren. Wo sie auftraten, war entweder politisch etwas los, oder aber man feierte ein Fest, dem sie einen entsprechenden Glanz zu verleihen hatten.

In den letzten zwei Jahrhunderten sind die Bürgerwehren als Kampftruppen nur wenig in Erscheinung getreten. Nur einmal, und zwar während der Revolutionsjahre 1848/49 sollten die Bürgerwehren noch einmal als Kampfsoldaten eine vorübergehende Bedeutung erhalten. Sonst aber beschränkte sich ihre Tätigkeit in der Hauptsache darauf, die Stadt zu bewachen oder geschlossen an Feierlichkeiten, wie etwa am Fronleichnamstag oder bei Besuchen des Landesherrn, teilzunehmen. Dies trug denn mit der Zeit den badischen Wehren die Bezeichnung „Parade- oder Prozessionssoldaten" ein.

Regulär bewaffnete und uniformierte Bürgerwehren traten bei uns in Baden erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf. Nach W. Fladt „Die Badischen Bürgermilizen" kann die Stadt Ettlingen für sich in Anspruch nehmen, den ältesten Nachweis über das Bestehen einer Bürgerwehr zu haben. Am 2. September 1715 wurde sie gegründet und in eine Fuß- und Reiterkompanie eingeteilt, der verschiedene Stifter eine Fahne und zwölf eiserne Böller vermachten. Auch die Stadt Mannheim besaß 1717 eine aus drei Kompanien bestehende Wehr. Aus dem Jahre 1727 ist uns bekannt, daß die Bürgerwehr Pforzheim, bestehend aus zwei Bürgerkompanien zu Pferd und eine Husarenkompanie, dem neuvermählten Erbprinzen und seiner Gemahlin ihre Aufwartung in Karlsruhe machten. Drei Jahre später entstanden in Konstanz, Möhringen und Geisingen Bürgerwehren, und in der Folgezeit nehmen wir des öfteren das Auftreten der Bürgerwehren in Karlsruhe, Hüfingen, Lörrach, Freiburg, Rastatt, Villingen, Säckingen, Heidelberg, Zell a. H., Offenburg, Schopfheim, Endingen und Bretten zur Kenntnis. In Offenburg ist das Vorhandensein einer Bürgerwehr bereits 1795 nachgewiesen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist weiterhin eine stattliche Anzahl Bürgerwehren gegründet worden. So 1803 in Gengenbach zusammen mit Schwaibach, Reichenbach, Bernersbach und Ohlsbach ein bürgerliches Husarenkorps. In Bad Peterstal ist 1808 eine Trachtenmiliz nachgewiesen. In den meisten Fällen war den Bürgerwehren ein Musikkorps angegliedert. Die Uniformierung war zunächst nach friderizianischen und dann nach napoleonischen Vorbildern erfolgt, ebenso die Bewaffnung.

Nach den vom Badischen Ministerium des Innern im Jahre 1830 durchgeführten Erhebungen über den Stand und die Zuverlässigkeit aller vorhandenen Bürgerwehren, zählte das Land Baden 87 Wehren mit einer Gesamtstärke von rund 6800 Mann. Der Kinzigkreis stand mit 18 Bürgerwehren an zweiter Stelle, hinter dem Seekreis. In einem umfassenden Bericht setzte sich der damalige Innenminister des Landes beim Großherzog für das Fortbestehen der badischen Bürgerwehren ein „Eine Hauptbedingung des Fortbestehens dieser Bürgerwehren müßte die sein", so heißt es in dem Bericht, „daß nicht nur die, welche statutenmäßig dazu verbunden sind, sondern auch die übrigen sich von der Bezirkspolizeibehörde zur Handhabung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit in ihren Gemeinden und in dringenden Fällen auch im Amtsbezirk müssen verwenden lassen und daß sie niemals ohne amtliches Vorwissen und amtliche Bewilligung ausrücken dürfen. Dieselben dürften hierauf handgelübdlich zu verpflichten sein. Diejenigen, welche noch keine Statuten haben, könnten angehalten werden, solche zu errichten, und zur Genehmigung durch die Kreisdirektion einzusenden."

Die Vorschläge des Herrn Ministers wurden selbstverständlich anerkannt und sofort in die Tat umgesetzt. Jeder Ausmarsch unterlag der amtlichen Genehmigung und jegliche Neubewaffnung mußte über die badische Zeughausdirektion erfolgen. Für die Beteiligung der Bürgerwehren an kirchlichen Feiern erließ 1834 auch das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg besondere Vorschriften.

Ein Wendepunkt im Fortbestehen der badischen Bürgerwehren brachte die Revolutionszeit 1848/49. Die Revolutionsideen fanden da und dort auch Eingang in die Reihen der Bürgerwehren. Einige Wehren versuchten strikte Neutralität zu wahren. Einige andere hingegen legten eine entschlossene Verfassungstreue an den Tag. Die Gesamtlage jedoch führte zu einer allgemeinen Entwaffnung der Bürgerwehren. Durch eine Verordnung des badischen Kriegsministeriums vom 27 August 1850 jedoch sind in Anerkennung ihrer Haltung, der Bürgerschaft die Waffen wieder zurückgegeben worden. Diese Tatsache führte schließlich zur Neugründung einiger weniger Bürgerwehren, die als anerkannt „verfassungstreu" aus der badischen Revolutionszeit übrig geblieben und sich in die neue Zeit hinüber retteten. Es sind dies die Bürgerwehren Zell a. H., Un-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

terharmersbach, Oberharmersbach, Bad Peterstal, Reichenau und Sipplingen a. B. Alle übrigen Bürgerwehren, die wir von ihrem Auftreten bei besonderen Anlässen her kennen, sind Gründungen der neuesten Zeit.

Anläßlich eines Heimattages in Karlsruhe im Juli 1930 beschloß man eine Landesvereinigung „Badischer Bürgermilizen" zu gründen. Seit dort trafen sich dann alljährlich die badischen Bürgerwehren Ende Juni in Bretten zu einem historischen „Peter- und Paulsschießen". Neuerdings sind nun Bestrebungen im Gange, die bestandene und durch den Krieg unterbrochene Tradition wieder aufzunehmen. Das dürfte auch der tiefere Sinn und Zweck des ersten Bürgerwehrtreffens nach dem Kriege, anläßlich des Schwarzwälder Trachtentreffens in Villingen sein.

Heinrich Hansjakob / Zum 35. Todestag des Dichters am 23. Juni

Gilt es, den Mann zu nennen, der die schwerste Zunge des Alemannen, des Schwarzwälders schlechthin, zum Sprechen brachte und diese Sprache in eine Form goß, so einmalig wie endgültig, so volkhaft wie dichterisch, dann wird es nur eine Stimme geben: Johann Peter Hebel. Und doch, was wäre die Furche von der Pflugschar eines Pioniers in die jungfräuliche Scholle gegraben, ohne die verpflichtende Treue der Nachgeborenen zu eben dieser Scholle? Ohne die beharrliche Arbeit derer, die da wachen und werken, bis der Samen zur Frucht gediehen und in der Scheuer geborgen ist?

Zu diesen Werkleuten zwar nur, aber nach Rang und Verdienst Hebel dicht auf den Fersen, gehört Heinrich Hansjakob. Seltsam genug und doch wohl nicht zufällig, daß beide geistlichen Standes waren: Hebel, Prälat der evangelischen Landeskirche; Hansjakob, katholischer Pfarrer. In dieser Gleichgerichtetheit von Beruf und Berufung drückt sich vielleicht am symbolkräftigsten das friedliche Nebeneinander der Konfessionen aus, das landauf, landab in Baden immer wieder seine Feuerprobe bestand.

In Haslach im Kinzigtal, heute berührt von der romantischen Schwarzwaldbahn, damals aber noch abseits von jeglichem Durchgangsverkehr, stand die Wiege unseres Volksschriftstellers. Weißgepuderte Eltern, gepudert vom Mehlstaub der Backstube, beugten sich über diese Wiege, sobald die Ladenglocke nur Ruhe gab. Sie mögen ihre liebe Not gehabt haben, den kleinen Schreihals in Schlaf zu wiegen, der seinen Erzeugern schon damals durch störrischen Eigensinn und trotzig geballte Kinderfäuste — den ahnungsvollen „Klauen des Löwen" — aufgefallen sein muß. Von diesen häuslichen Kindheits- und Jugenderinnerungen, in die so manches köstliche Original unter Basen und Vettern unlöslich miteingewoben ist, hat Hansjakob sein Leben lang wie von einem Lebenselixier sich genährt; kaum eine Seite findet sich in seinen Büchern, die nicht voll schmerzlichen Heimwehs dieser für ihn als Mensch, Priester und Schriftsteller entscheidenden Erlebnisse gedächte. Aber auch voller Dankbarkeit, denn sie haben ihm späterhin die Feder geradezu in die Hand gedrückt. Wenn Hansjakob einmal, dem Sinne nach, den Ausspruch tat, er habe nicht einen Vers in seinem Leben verbrochen, weil ihm das Zeug zu einem Dichter fehle, so sind seine Bücher, roh genommen, gewiß eine Bestätigung dafür. Doch haben wir anderen aus der Not schon längst des Schwarzwälders reiner und unverfälschter geschildert als eine Tugend gemacht: nirgendwo finden wir Art und Wesen bei ihm, dessen Zuständigkeit durch seine Herkunft aus einer langen Reihe erbeingesessener Bauerngeschlechter bezeugt ist.

Zum Priester geweiht, vertauscht Hansjakob schon bald die Seelsorge mit der Stelle eines Sprachenlehrers am Gymnasium zu Rastatt. Der badische Kulturkampf zwingt vorübergehend auch ihn zu einem unfreiwilligen Aufenthalt in der dortigen Festung, worüber er uns, rückblickend von der Höhe seiner Altersweisheit die mit sarkastischem Humor gewürzte Rechenschaft nicht schuldig bleibt. Endlich wird ihm mit der Uebertragung einer eigenen Pfarrei die ersehnte Selbständigkeit, die es ihm ermöglicht, anfangs in Hagnau am Bodensee, danach und vor allem in Freiburg, wo er bis zu seiner Zurruhesetzung als Pfarrherr von St. Martin amtet sich mehr als bisher seiner geliebten Schriftstellerei zu widmen.

Wenn mittlerweile ein wirklicher Dichter, der nun auch schon verstorbene Hermann Eris Busse, es unternahm das Epos des Schwarzwaldbauern zu schreiben (und es in offenbar endgültiger Form zu schreiben), so vergißt man darüber leicht den Ahnen und Wegbereiter dieser Schöpfungen. Und doch enthalten die Bücher Hansjakobs, wenn auch nur als eine Art Stoffsammlung, und das meiste in Tagebüchern, bereits alles Wesentliche über das Thema. „Der Vogt von Mühlstein", „Meine Madonna" oder die Tagebuchblätter „Wilde Kirschen", „Dürre Blätter", „Schneeballen" — diese Titel nur einiger Bücher, die ehedem Land und Leute des Schwarzwaldes auch dem engeren Landsmann erstmals erschlossen. Was wußten die Stadtmenschen von der kernigen Eigenart, was von dem bäuerlichen Stolz dieser „Hinterwäldler" und ihrem treuen Festhalten an überlieferten Sitten und Gebräuchen, wofür gerade Hansjakob immer wieder in Schrift und Wort eintrat. Dies freilich zu einer Zeit, da der Schwarzwald noch kaum oder doch noch nicht so bequem wie heute allem und jedem Verkehr geöffnet stand.

Es war das Bedürfnis seines leicht cholerischen Temperaments, die Dinge beim Namen zu nennen, ob man auch höheren Orts, bei kirchlichen oder staatlichen Stellen, die Nase darüber rümpfte. Davon gibt es so viele Proben, daß noch zu seinen Lebzeiten sich ein wahrer Anekdotenkranz um seine Person gebildet hat. Daß er, mit einem entsprechenden Schreiben, den ihm vom badischen Großherzog verliehenen Orden vom Zähringer Löwen wieder zurückgehen ließ, gehört ebenso dazu wie die Tatsache, daß er im Erzbischöflichen Palais jederzeit unangemeldet vorgelassen wurde, wo man, der Fama zufolge, bei seinem plötzlichen Auftauchen es mehr oder weniger mit der Angst zu tun bekam, als je der Stadtpfarrer von St. Martin selbst. Er hingegen fühlte sich vor unerwünschten Besuchern so sicher wie in einer uneinnehmbaren Festung, wenn seine ihm artverwandte Schwester-Haushälterin am Ausguck stand. Sie drückte ihm auch die Augen zu, als ihn der Tod — am 23. Juni 1916 — von langer Krankheit erlöste. Für seine Grabesruhe hatte er schon zu Lebzeiten eine Kapelle auf beherrschender Bergeshöhe, mit dem Blick auf sein „Hasle", errichten lassen.

H. A. B.

Nur ein alter Schrank / Frau Friedl Marggraf

Nein, wo er steht, das verrate ich keinem! Ich habe es dem Engel versprochen, der mit froher Gebärde, wie hingeweht, zuoberst auf dem pompös geschwungenen Giebelstück sitzt, mit einem Lilienzepter in der Hand und einem Kranz blaßroter Bauernrosen um das barocke Lockenhaupt.

Der Schrank selbst ist hellblau wie ein Föhnhimmel mit einem kaum wahrnehmbaren silbrigen Schimmer darüber. Wenn man das oberste Fach erreichen will, dann muß man auf einen Schemel steigen, so mächtig ragt er über die Niederung der sauber bezogenen Gastbetten und die zierliche Kommode empor und der Schlüssel zu ihm ist prächtig verschnörkelt und so gewaltig wie ein Kirchenschlüssel. Nun, die Menschen vergangener Jahrhunderte haben den Schrank ja auch gewissermaßen nur mit Feierstimmung im Herzen aufgetan; durch vier Generationen haben die Bauersleute, die so glücklich sind, ihn zu besitzen, in ihm Feiertagsgewänder, Pelzmützen und Brautkronen, Schmuck und Gesangbuch, Wachsstock und Rosenkranz aufbewahrt.

Das Holz von den Zierleisten und um das kunstvoll ziselierte Schloß herum ist schon ein wenig mürbe vom Holzwurm. Aber das ficht den Uralten nicht an. An ihm vorüber sind die Alten zum Gottesacker und die Kinder zur Taufe getragen worden; Regierungsformen und Weltanschauungen haben einige Male gewechselt, Wälder sind gefällt worden und neue sind herangewachsen, Städte sind entstanden und wieder zu Staub zerfallen. Er aber steht noch so fest auf seinen vier Beinen wie eh und je, und daß er nun ein etwas einsames Dasein in der Gastkammer führt, ist nur eine Schuld der jungen Frau, die mehr für das Neumodische schwärmt.

Wehmütige Träume von der guten alten Zeit, der vielgepriesenen, wollten mich bei seinem Anblick überkommen. Aber da wies mir der alte Schrank mit leisem Aechzen eine Inschrift aus dem Jahre 1725 auf seinem Mittelstück. Diese aber lautet:

„Redlichkeit ist aus der Welt gereist
Und Aufrichtigkeit ist schlafen gegangen.
Die Frömmigkeit hat sich versteckt
Und die Gerechtigkeit kann den Weg nicht finden.
Der Helfer ist nicht zu Haus
Und die Liebe liegt krank.
Die Guttätigkeit sitzt im Arrest
Und der Glaube ist ziemlich verloschen.
Die Tugenden gehen betteln
Und die Wahrheit ist schon längst begraben.
Der Kredit ist närrisch geworden
Und das Gewissen hängt an der Wand."

Ach, wie schnell sanken da meine bunten Träume in Asche! Die Menschen waren immer dieselben, es wiederholte sich alles ... Aber auf einen solchen Augenblick der Mutlosigkeit schien der einsame Weise nur gewartet zu haben. Denn plötzlich klappte er sanft und ganz von selbst seine beiden Seitentüren zu. Ihr leises Knarren erinnerte an das behutsame Räuspern eines sehr alten Menschen, der sich anschickt, eine erprobte Lebensweisheit zum besten zu geben.

Das Abendlicht lag wie ein mildes Lächeln über meinem Schrank und verklärte die vier Jahreszeiten, die — offenbar von der nämlichen Hand wie der Spruch — einfallsreich auf die Türfelder gemalt waren.

Unter den düsteren Spruch aber war — ich ersah's erst jetzt — von einem minder pessimistischen Nachfahren mit feingespitztem Pinsel ein bunter Tulpenstrauß gesetzt worden und die tröstenden Worte: „Patientia vincit emina — Geduld überwindet alles!"

Bauernweisheit um Mond und Stern / Von Karl May

Vor länger denn einem halben Jahrhundert schrieb Heinrich Hansjakob die treffenden Worte: „Nicht bloß alle Poesie kommt aus dem Volk, sondern auch alle andern idealen und praktischen Studien und Beschäftigungen der Menschheit." Vielleicht klingt die Behauptung übertrieben; aber gerade Hansjakob hat genug Beispiele für seine Worte beigebracht und es ist wert, sich ihrer zu erinnern.

Vor hundert und mehr Jahren lebte an den Quellen des Harmersbaches die Harkbüre. Alljährlich beobachtete sie von Weihnachten bis Dreikönig den Lauf der Sterne, um daraus ihre Prognose zu stellen. Sie sagte den Bauern gute und schlechte Jahre, wie auch die Revolution 1848/49 voraus. Kein Wunder, daß viele Neugierige Jahr um Jahr zur Hark wanderten, um ihren Worten zu lauschen.

Als die Harkbüre das Zeitliche gesegnet hatte, da trat der Bauer Andreas Rothmann als Sternengucker im Harmersbachtal auf. Immer wieder zog es den stillen Mann in stillen Nächten hinaus auf eine Anhöhe. Dann ging sein Blick zu den Sternen und am Tage auch zu den Wolken. Der brave Roth-Andres, so nannte ihn der Volksmund, kam durch Erfahrung zu allerlei Erkenntnissen, die er gerne seinen Mitmenschen übermittelte. Er wußte Bescheid über strenge und milde Winter, über trockene und nasse Jahre, über das Wetter in längeren Zeitabschnitten. Daß er manchmal danebenhieb, ist kein Grund, ihn zu tadeln. Denn in unseren Tagen, da man Thermometer und Wetterglas, Hygrometer und andere Instrumente kennt, geht manche Wettervorhersage auch schief.

Als letzten großen Vertreter der Bauern-Astronomen darf man Michel Erdrich „in den Buchen" ansehen, den längst die Erde deckt. Manchen Sonntagnachmittag und manche Nacht saß er auf einer Bank und betrachtete den Lauf der Sonne und der Sterne. Ohne Uhr konnte er jede Stunde der Nacht nach dem Stand der Sterne bestimmen. Seine Lehrmeister waren Bauern und zwei Juden gewesen.

Vor allem ist und war es die Milchstraße, an der der Blick der Bauern hing. Im Kinzigtal heißt sie heute noch Jakobs- oder Jokumstraße. Woher dieser seltsame Name? Nun, vor Jahrhunderten pilgerten viele Kinzigtäler — Jakobsbrüder genannt — nach Santiago de Compostela, dem Grab des Apostels Jakobus in Spanien. Und nach der wichtigsten Pilgerstraße benannte man dann die Milchstraße. Der Rheinländer taufte sie Kölner-, der Schweizer Romstraße. Und um vollständig zu sein, der Türke spricht von ihr als dem „Weg der Waller".

Für die Sterngruppe der Plejaden prägte der Kinzigtäler den poetischen Namen „Bruthenne", und der Große Bär bewegt sich am Himmel majestätisch als Herrenwagen dahin. Erscheint ein Komet, im Volksmund Schwanzstern, so kündet er Krieg oder Brand. Der Fall der Sternschnuppen zeigt trocken Wetter an. Nicht weniger steht Frau Luna, der Mond, im Kurs. Trägt der Mond einen Hof, so gibt es Regen. Im wachsenden Mond setzt man die Bäume und veredelt sie auch. Da werden die Felder gehackt und die Gärten umgestochen. Reben und Hopfen schneidet man nur in dieser Mondphase. Abgelassener Wein verliert am wenigsten Geist und Aroma und klärt sich bald ab. Rebstecken und Bohnenstangen, Pfähle und Weidenkörbe halten am besten. Geschnittenes Haar wächst am stärksten und schnellsten nach. Vieh verkauft man, weil es dann am vollkommensten ist. Holz wird am wenigsten von Schwämmen befallen. Zur Zeit des Vollmondes bricht man Aepfel, damit sie besser halten, rupft man die Gänse u. soll man auch waschen. Bei abnehmendem Mond steckt man Zwiebeln, reißt man das Unkraut im Garten aus und streut man die künstlichen Dünger. Will man Vieh einkaufen, so steht man nun am besten dessen Fehler.

Wie aber steht's am Neumond? Wer seinen Hühnerstall putzt, der begeht einen Fehler, denn sein Federvieh kriegt viel Läuse. Der Speck von einem geschlachteten Schwein wird wasserhaltig, gelblich und sehr von Würmern befallen. Von Vorteil ist es, zum Pedikeur zu gehen und sich die Hühneraugen entfernen zu lassen.

So mancher Leser mag ob diesen „Unsinns" lachen. Doch ist unter viel Irrtum auch Wahrheit enthalten. Jedenfalls sind diese Behauptungen eine Nachprüfung wert. Imanuel Kant meint einmal: „Man braucht nicht alles glauben, was die Menschen sagen, man braucht aber auch nicht glauben, daß sie etwas ohne Grund sagen!"

Gang durch den Wald

lange wartet der Wald,
bis im Frühling der erste Täuberich gurrt,
bis das Grüne kommt und die Farben,
bis die Blumen schlüpfen aus dem heimlichen Grund,
dem satten Moos.
Betautes Spinnweb im Glanz: Lächeln unter Tränen.

Viele Sommer
warfen ihre dürren Nadeln auf den Weg,
so gehe ich leise.
Ueber die verflossenen Jahre geh ich,
über das Gelittene, über das Gewährte,
über alles, was geschehen ist
und auch über das, was nicht geschah.
Ueber die Worte von gestern, mit ihrem großen und kleinen Lärm,
und über die Toten,
in ihrer kleinen und großen Vergessenheit.

Aber in jeglichem Frühling steht der Wald auf
auch heute.
Zu rufen, zu locken, zu ergrünen,
zu umschlingen im Tanze sich,
zu bäumen seine rötlichen Wurzeln,
zu steigen, sich zu tragen,
immer hinauf in die Helligkeit:
Aus dem Schoß, aus der Frage,
aus den Särgen des Herzens,
aus dem Beschlußnen ins Offne,
aus dem verwesten Wort
ins ewig-Unsägliche.

Lotte Schünemann-Killian

„Prima"

Von Fritz Talmann

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Als im Jahre 1911 im Deutschen Reichstage die Abgeordneten über „Fraktur und Antiqua" stritten, wurde im Schweizer Kanton Aargau das Lesebuch für die Erstklässler in Aarau neu herausgegeben und zwar mit Betonung der deutschen Schreib- und Frakturschrift. „Sie streiten im Deutschen Reichstage um gänzliche Abschaffung der Frakturschrift und Sie legen hier besonderen Wert auf die Erhaltung der Frakturschrift?" Auf diese meine Frage antwortete der Herausgeber der Aargauer Fibel, der alte „Papa Trüb": „Wir sind un bliebe dütsch, aber nicht „reichsdütsch!" Ja, dort wissen sie, daß auch in allen unseren westlichen Nachbarländern die schöne Gotische- oder Frakturschrift für besonders feierliche Anlässe gepflegt wird und erhalten bleibt. Wer mit guten Drucksachen Bescheid weiß, kennt auch die Schriften von William Morris und Walter Crane, diesen englischen Schreibmeistern unserer Zeit, während unsere guten Meister, der Wiener Larisch, der Offenbacher Rudolf Koch und der treffliche Otto Hupp mit seiner einprägsamen „Psalter-Gotisch", neben anderen mehr bei uns schon fast vergessen sind. Das ist bei uns dem Einfluß jener Eiferer zu verdanken, die immer nur nach Fremdem schielen, um sich im Auslande „Lieb Kind" zu machen. Besonders aber sollten unsere Schulmänner Wert auf unsere deutsche Sprache legen, damit sie nicht noch mehr vermanscht, sondern gesäubert wird. In einem Hotel des Hochschwärzwaldes las ich auf der Weinkarte: „Prima erstklassige Weine!" Und von der Wand her rief ein Plakat: „Prima Forellen!" Ich fragte den Ober: „Was sind das für Forellen, die „Prima-Forellen?" Er winkte wie entschuldigend mit der „Serviette" und sagte: „Halt delikat zubereitet!" Delikat soll wohl heißen „besser als gut!" In Schiltach sah ich einige Schülerinnen an einem Lädchen stehen. Ueber ihnen prangte ein Schild, weiß mit roter Schrift „Eis". Und die Mädels schlotzten und leckten: „Prima, oh prima!" Am Markt ging ich in ein Wirtshaus, mich zu atzen. An einem Tische war noch Platz für mich. Mir gegenüber saß ein Fräulein mit ihrem jüngeren Bruder, den sie sehr bemutterte. Der aber war störrisch, ich merkte, ihm gefiel nicht die fein tuende Schwester. „Wir müssen aufbrechen" sagte sie, „und daß du dich schick anstellst!" „Ich gehe nicht mit, bei dem Sauwetter, mit den ‚beschissne Stiefel'!" gab der Bub zurück. Und sie zischte ihn an „red nicht so ‚slang'." Das sprach sie aus, als ob ihr ein Schwemmklos im Munde läge „sschlöeng." Die „höhere Tochter", die englisch gelernt hat, was sie zeigen muß.

Vom Nebentisch her hörte ich einen Landmann poltern: „Wieder nix mit Heuen; gestern war Prima-Wetter!" — Prima war's Bier, Prima der Wein und Prima das Vesper. Von überallher schwirrte es „Prima". Und das „Prima" wird den Zigaretten angehängt, wie auch der Schuhwichse und dem Lederfett. Das ist die Sprache der „Rekame" nicht die des Umgangs. Das „Prima" möge beschränkt bleiben meinetwegen auf Schuhwichse und Lederfett. Sinnlos und gedankenlos, wird es heute angewandt, statt „gut, schön herrlich, ausgezeichnet, prächtig" — ach, wir haben eine so große Auswahl von trefflichen deutschen Wörtern, daß sich jeder schämen sollte, der außer der Schuhwichse und dem Lederfett noch irgend etwas anderes mit „Prima" bezeichnet.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg